

Nouvelle Chanson Française, Ethno-Fusion, Elektro-Szene

„Victoires de la Musique“ und neue Trends in Frankreich

MARTINA ZIMMERMANN*

„M“ heißt der Sieger der diesjährigen Verleihung der „Victoires de la Musique“. Am 5. März wurden die französischen Musik-Trophäen zum 20. Mal vergeben, die viereinhalb-Stunden-Show im Pariser Zenith konnte live im Fernsehen und Stereo im Radio verfolgt werden. Vier der insgesamt 15 Preise räumte „M“ ab. Der Sänger, der auf Konzerten in einer Art Batman-Kostüm und mit einer charakteristischen Frisur auftritt, die ein „M“ auf dem Kopf bildet, ist der Künstler des Jahres; er wurde für das beste Album sowie die beste DVD ausgezeichnet, und wer ihn schon einmal im Konzert gesehen hat, kann nur damit einverstanden sein, dass „M“ auch den Preis für die beste Show bekam.

„Es gibt zahlreiche Rituale bei meinen Konzerten“, erklärte der Sänger bei der Preisübergabe. So zum Beispiel „eine Schweigeminute am Anfang, um mit den Leuten Kontakt aufzunehmen.“ „M“ lädt auf Konzerten auch immer jemanden aus dem Publikum zum Singen ein, oft sind es sehr talentierte Hobby-Künstler, die unglaubliche Begeisterung auslösen. Bei der Victoire-Verleihung holte „M“ sein gesamtes Team auf die Bühne. Dann erinnerte er den Kulturminister daran, etwas für die im Showgeschäft Tätigen zu tun, die um ihren Status als „intermittents“

fürchten – ein in Frankreich einzigartiges System, das den in Kultur und Medien Schaffenden in mageren Beschäftigungszeiten ein Auskommen sichert. Mit bürgerlichem Namen heißt „M“ Mathieu Chedid. Der Sohn des Sängers Louis Chedid und der Schriftstellerin Andrée Chedid hatte bereits im Jahr 2000 zwei „Victoire“-Preise bekommen. In Frankreich ist „M“ ein Megastar, der die größten Hallen füllt, in Deutschland sah man ihn erstmals auf der letzten Popkomm in Berlin.

Als Sängerin des Jahres wurde die elegante Françoise Hardy für ihr Album „Tant de belles choses“ ausgezeichnet. Der Titel ist inzwischen auch in den deutschen Charts. In Deutschland weitgehend unbekannt ist hingegen die 26-jährige Chanson-Sängerin Jeanne Cherhal, die als „Entdeckung des Publikums“ gefeiert wurde. Sie stammt aus Nantes, begann 2002 im Vorprogramm von Vincent Delerm und besingt ähnliche Themen wie ihr Kollege, nur aus weiblicher Sicht. Das Chanson „Un couple normal“, zu deutsch: „ein ganz normales Paar“, behandelt zum Beispiel die Beziehung zwischen einer ledigen Frau und einem verheirateten Mann auf ironische Art und Weise. Die Kulturzeitschrift „Telereama“ nannte Jeanne Cherhal bereits in einem Atemzug mit Juliette Gréco.

* Martina Zimmermann, Paris-Info, lebt als freie Journalistin in Paris.

Rund 800 Juroren aus der Musikbranche hatten für die Preisvergabe die Wahl zwischen allen neuen Werken, die zwischen November 2003 und November 2004 auf den Markt gekommen waren. Als Filmmusik des Jahres räumten die „Choristen“ ab, ein Trost für Bruno Coulay, dessen Musik bei der César- und der Oscar-Verleihung zwar nominiert, aber leer ausgegangen war.

Ridan – „Entdeckung des Jahres“

In der Kategorie „Entdeckung des Jahres“ teilten sich ein alter Hase und ein Newcomer den Sieg: Der 45-jährige Daniel Darc war in den 1980er Jahren mit der Gruppe „Taxi Girl“ erfolgreich und feierte nach Exzessen und Tiefschlägen nun ein Comeback mit „Crève Cœur“. Der 27 Jahre alte Ridan – die Umkehrversion seines richtigen Namens Nadir – begann als Rapper und machte dann eine künstlerische 180-Grad-Wendung zum französischen Chanson. „Ich danke zuerst meinem Papa und meiner Mama“, so der Künstler algerischer Herkunft brav bei der Dankesrede. Mama Warda hatte heimlich seine erste Studioaufnahme bezahlt, Papa durfte nichts davon wissen. Mit den sozialkritischen Texten seines Albums „Le rêve ou la vie“ begibt sich Ridan auf die Spuren seiner Meister Renaud und Brassens.

Für das beste Video des Jahres wurde Alain Chamfort ausgezeichnet. Es zeigt mit Humor und Ironie einen Aspekt der Krise der Musikbranche, denn der 56-jährige Chamfort war von seiner Plattenfirma gefeuert worden, weil sich sein jüngstes Album zu schlecht verkauft hatte. Woraufhin Chamfort den Clip in Bob Dylan-Manier machte: In Schwarz-Weiß sieht man den Sänger Schilder hochhalten, auf denen steht: „Ich wurde entlassen.“ Oder „Suche Plattenfirma, bin freundlich, sauber und gut erzogen.“ „Schade, dass ich keine Plattenfirma mehr habe“, so Chamfort bei der Preisverleihung, „man hätte einen Sticker auf

mein Album machen können mit dem Preis. Ich hätte meinem Produktchef, meinem Marketing-Manager und dem Label-Direktor danken können.“ Nun dankte Alain Chamfort eben Bob Dylan und den Leuten, die mit Freundschaft und Talent in dieser für ihn schwierigen Phase an dem Video mitgearbeitet haben.

Spannend war die Verleihung des Weltmusikpreises. Denn zunächst bat Rapper Mokobé den Starmoderator Michel Drucker auf die Bühne und ließ ihn seine Familie, die Traores in Mali, grüßen. Dann klebte Mokobé Michel Drucker einen Aufkleber mit den Porträts der im Irak entführten Journalistin Florence Aubenas und ihres Übersetzers auf, und als er den Zettel aus dem Umschlag holte, sagte er zuerst mal nichts: „Da wird mir warm ums Herz“, stammelte er dann. Denn es waren seine Landsleute Amadou und Mariam, die für ihr Album „Dimanche à Bamako“ den Preis bekamen. Als auch noch 20 Tänzerinnen und Tänzer in afrikanischen Gewändern auf die Bühne stürzten, gab es Standing Ovationen im Saal. Das Album des blinden Paares aus Mali wurde von Manu Chao produziert.

Neues von Manu Chao

Dessen Erfolgsalben „Clandestino“ und „Última Estación Esperanza“ verkaufte sich je sechs Millionen Mal. Im letzten Herbst nun brachte Manu Chao in Frankreich ein CD-Buch heraus, ein weiterer Beweis seiner Originalität: Das Buch mit CD kauft man im Buchladen. Nach dem Riesenerfolg seiner beiden ersten Alben hatte Manu angekündigt, dass er seine Freiheit behalten wolle und sich das Recht herausnehme, keinen Plattenvertrag zu unterschreiben, weder mit Virgin, seiner Plattenfirma seit „Mano Negra“-Zeiten, noch mit einem anderen Label. Seine Produktionsfirma Radio Bemba wird von seiner Agentur Corida verwaltet. Diese unabhängige Firma entwickelt seit 1992 eine besondere Arbeitsweise: Anders als bei den großen Plat-

tenfirmen sind die Verträge mit den Künstlern niemals langfristig und die Produkte werden auf originelle Weise unters Volk gebracht. Wie das CD-Buch „Sibérie m'était contée“ von *Manu Chao* und dem Zeichner *Wozniak*. Das gemeinsame Werk beinhaltet Poesie, Zeichnungen und Chansons. Das Album beginnt der Sänger mit folgenden Worten: „Meine Freunde, Geschichten und Lieder sind ein und dasselbe. Ich werde euch die schönsten Lieder erzählen.“

Manu Chao lernte *Wozniak* übers Internet kennen, wo dieser seine gezeichneten Kommentare zur Welt und zur Politik verbreitete. In nächtlichen Studiosessions improvisierten die beiden dann. Am Anfang wollten sie gemeinsam ein Heft machen, wie es die Schüler in der Grundstufe zum Lernen haben. Doch dann kamen Lieder hinzu, erst eins, dann zwei, und schließlich waren es 23 Titel sowie Gedichte und Zeichnungen für 120 Seiten. Das Werk kam in zwei Schüben heraus. Im September 2004 wurden an den Zeitungskiosken ein 25-Seiten-Heft plus eine CD mit sechs Liedern für 6,50 Euro verkauft. Die 35 000 Exemplare waren in weniger als einer Woche vergriffen. Im November kam in Frankreich das ganze Buch mit dem kompletten Album heraus. 150 000 Exemplare für je 25 Euro.

Der Titel „Sibérie m'était contée“, „Sibirien wurde mir erzählt“, kommt nicht etwa davon, dass der reiselustige *Manu Chao* Sibirien besucht hätte. Nach seiner Radio Bemba Sound System-Tournee durch die Welt sang er im Juni 2004 in Brasilien auf dem Kulturforum der Globalisierungsgegner in São Paulo. Dann war er einen Monat in Mali, wo er das neue Album von *Amadou* und *Mariam* produzierte. Die übrige Zeit verbrachte *Manu Chao* in Paris, und den Pariser Winter empfand er als „Sibirien“. Das ergab den Titel. 2003 war er von Barcelona nach Montmartre gezogen, hatte sich mit Rucksack, Matratze und Computer in einem Zimmer im obersten Stock des Konzertsaals *Cigale* eingerichtet, in der Nähe

von *Pigalle*. Das inspirierte seine Musik. Die Texte sind französisch. Das Album ist eine Hommage an die französische Metropole, zum Beispiel an die „kleine Blonde“, die man um Mitternacht „auf dem Boulevard Brune“ trifft. Im Buch sind die Texte der Chansons, aber auch Gedichte abgedruckt. *Manu Chao*s Musik ist akkustischer geworden, klassischer, inspiriert vom französischen Chanson der 1990er Jahre.

„Nouvelle Chanson Française“

Das französische Chanson ist Thema der Zeitschrift „Chorus“, deren 50. Ausgabe vor Weihnachten auf den Markt kam. Inhalt: Ein Round-Table-Gespräch mit den Vertretern der „neuen Generation“, *Vincent Delerm*, *Benabar* und ... *Jeanne Cherhal*. Das Besondere an dieser jungen Generation sind die realistischen Texte: Sie erzählen Geschichten, die ihre Umwelt beschreiben. Nicht, um sie zu verändern, wie die Generationen zuvor. Ihre Waffen sind Humor und Ironie. Musikalisch gibt es eine Öffnung wie nie zuvor; jeder macht, was ihm gefällt, kein Genre dominiert: *Vincent Delerm* singt am Klavier, *Sanseverino* lässt sich von *Django Reinhard* und dem *Manouche-Jazz* beeinflussen. Diese junge Generation kennt keinerlei musikalische Schranken oder Komplexe.

„Chorus“ ist die einzige Zeitung, die diesen jungen Künstlern ausgiebige Artikel gewidmet hat. Ihre Generation wurde über ihre Konzerte bekannt und nicht durch Werbung oder Medienrummel. Sie hatten Erfolg dank der Fans, und sie sind ausnahmslos auf der Bühne sehenswert. Hinter „Chorus“ stecken *Fred* und *Mauricette Hidalgo*, ein Ehepaar, das auch die Liebe zum Chanson verbindet. Die erste Ausgabe von „Chorus“ erschien am 22. September 1992 mit dem Untertitel: „Die Hefte des Chansons“. Die Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Die erste Nummer enthielt ein Gespräch mit *Leo Ferré* (es wurde sein letztes Interview) und ein

Round-Table-Gespräch mit vier berühmten Künstlern, die aus dem französischen Chanson nicht wegzudenken sind: Francis Cabrel, Jean-Jacques Goldman, Yves Simon und Alain Souchon. Zum allgemeinen Erstaunen haben sich alle vier Zeit genommen und waren sogar bereit, über das Chanson im Allgemeinen und nicht wie sonst nur über ihr neues Album zu reden. Vorbild dieser Begegnung war das legendäre Radiointerview bei Radio France von Brel, Brassens und Ferré. Das Foto dieses Treffens zierte noch heute Poster und Postkarten. Für die 50. Jubiläumsnummer besannen sich Fred und Mauricette Hidalgo auf die Round-Table-Tradition und belebten sie neu, diesmal mit den jüngsten Stars.

Lokua Kanza – ein rein französisches Album

Als „neue Stimme“ im französischen Chanson tritt der schon länger erfolgreiche Lokua Kanza in Erscheinung. Sein erstes Album von 1993 mit akkustischer Musik hat das Vorurteil weggefegt, wonach afrikanische Musik Tanz- und Trommelmusik sei. Der aus dem ehemaligen Zaire, Kongo-Kinshasa, stammende Lokua Kanza ist ein Musiker mit vielen Talenten, Sänger, Komponist, Arrangeur. Er arbeitete mit verschiedenen Künstlern zusammen, darunter Youssou N'Dour, Patrick Bruel und Peter Maffay, mit dem er erfolgreich durch Deutschland tourte. Sein neues – das inzwischen bereits fünfte – Album heißt „Plus Vivant“, übersetzt: „Lebendiger“. Bisher sang Lokua Kanza auf Lingala, Suaheli, Französisch und Englisch. Diesmal sind alle Lieder auf Französisch, und das nehmen ihm manche auf Weltmusik spezialisierte Kritiker übel. „Ich finde das normal und legitim“, rechtfertigt sich Kanza: „Ich bin Franzose, selbst wenn ich kongolesisch-ruandischer Herkunft bin. Ich spreche von morgens bis abends Französisch. Auch in Afrika sprechen die Leute Französisch, außer in den englischsprachigen Ländern. Die Sprache ist für mich

eine Brücke, ein Mittel, um mit den anderen zu kommunizieren. Ich sagte mir, es ist höchste Zeit, dass mich möglichst viele Menschen verstehen.“

Er plant, das neue Album auch auf Englisch herauszubringen, damit Deutsche und Engländer ebenfalls etwas vom Text haben. Das Etikett „französisches Chanson“ will er sich allerdings nicht anhängen: „Ich mache afrikanisches Chanson, die Musik von Lokua, und ich singe auf Französisch!“ Seine Balladen seien auch nach 20 Jahren in Paris von der Vielfalt der kongolesischen Musik inspiriert. In dem wunderschönen Liebeslied „Laisse-moi le temps“ – „Laß' mir die Zeit“ – liebäugelt er mit Rumba und Ndombolo-Rhythmen. „In diesem Lied wollte ich die Atmosphäre in Kinshasa am Samstagabend beschreiben“, erklärt er. Der Song „Plus vivant“ sei ein Gesang der Hoffnung, so der Sänger: „Für die Leute, die Schwierigkeiten erlebt haben – wie wir alle zu irgendeiner Zeit. Es handelt davon, dass es trotz dieser Augenblicke höchster Not am Ende des Tunnels ein bißchen Licht gibt.“ Der Titelsong ist gleich zweimal auf dem Album, einmal singt Lokua Kanza alleine, das andere Mal im Duo mit dem Shooting-Star des französischen Chansons, dem aus Ruanda stammenden Sänger Corneille.

Lokua Kanza kam 1984 aus Kinshasa nach Paris. Er arbeitete mit afrikanischen Stars zusammen, mit Ray Lema oder Papa Wemba, und mit französischen Sängern wie Jacques Higelin, Charlélie Couture oder Alain Bashung. „Ich hatte das Glück, mir meist aussuchen zu können, mit wem ich arbeite“, sagt Kanza bescheiden. Er habe seine Kollegen immer menschlich geschätzt und ihr Talent bewundert. „Mit diesem Prinzip erlebst du nicht viele schlechte Überraschungen.“ Eine Sternstunde muss es dennoch gewesen sein, als Lokua Kanza gemeinsam mit dem Sänger und Bassisten Richard Bona aus Kamerun und dem aus der Karibik stammenden Sänger Gérald Toto gemeinsam ins Studio ging. „BONA LO-

KUA TOTO“ hieß das Album, mit dem die drei im letzten Herbst in Frankreich auch auf Tournee gingen.

Für sein neues Album nun hat Lokua Kanza die erfolgreichsten Musiker der Pariser Szene um sich versammelt. Richard Bona spielt Bass, Sylvain Luc Gitarre, Manu Kathe Schlagzeug, Tochter Maleika singt und gehört nun zum festen Team. Die subtilen und poetischen Texte sind aus dem Leben gegriffen, handeln von Liebe und der Hoffnung auf eine bessere Welt. Einige stammen von Lokua Kanza selbst, die anderen von einer Handvoll junger Frauen, die bekannteste darunter ist die Schriftstellerin Marie Nimier, die in Frankreich den Medicis-Literaturpreis erhalten hat. Dass Lokua Kanza seine Liebe zur Musik mit seinen Fans teilen will, merkt man auf seinen Konzerten, die von einer seltenen Intensität sind.

Mokhtar Sambas Album „Dounia“

Die Stunde der Pariser Musiker, die ohne große Etikette Musik machen, scheint geschlagen zu haben. In Deutschland sah man Mokhtar Samba als Schlagzeuger von Salif Keita, Manu Dibango, Youssou N'Dour, Joe Zawinul und vielen anderen Stars. Nun hat der gefragte Schlagzeuger sein erstes eigenes Album gemacht: „Dounia“. „Dounia“ heißt auf Arabisch und in afrikanischen Sprachen: Die Welt. Das Werk entspricht dem Mann, der es gemacht hat. Mokhtar Samba ist marokkanisch durch die Mutter, Senegalese durch den Vater und lebt seit 32 Jahren in Paris. Der Schlagzeuger machte in den 1980er Jahren in der legendären Band „Ultramarine“ auf sich aufmerksam, wo er gemeinsam mit dem Pianisten Mario Canonge von den Antillen, dem Bassisten Etienne Mbappe aus Kamerun und dem Gitarristen Nguen Le aus Vietnam einen neuen Sound erfand, der weder ethnische noch kulturelle Grenzen kannte. Jedes der damaligen Bandmitglieder hat inzwischen eine Solokarriere absolviert.

„Mit meinem ersten eigenen Album versuchte ich, Richtung Senegal und Marokko zu gehen, in die Länder meiner Herkunft“, erklärt Mokhtar Samba. „Aus Frankreich nahm ich die westlichen Harmonien. Auch Jazz gehört zu meiner Kultur. Ich versuchte, etwas mit dem zu machen, was ich in den letzten 25 Jahren in der Musik erlebt habe.“ Das Album versammelt das „Tout Paris“ der Musikszene. Nicht weniger als 70 Künstler nahmen daran teil. Celia Reggiani, die Tochter des französischen Chansonsängers Serge Reggiani machte die Arrangements, ansonsten sind alle dabei, die in Mokhtars langer Karriere eine Bedeutung hatten. „Dieses Album ist nicht nur meine persönliche Botschaft“, so Mokhtar Samba, „es ist der Atem einer ganzen Generation von Musikern.“ Der Schlagzeuger meint die multikulturelle Pariser Szene, mit Deutschen, Chinesen, Marokkanern oder Franzosen. „Für mich gehören all diese Typen die mit mir spielen, zu dieser Generation der Ethno-Fusion. Morgens hörst du bei dir Stevie Wonder, nachmittags hörst du Salif Keita, und abends hörst du noch was anderes. All das ist der Reichtum von Paris. Die Typen von Paris, die auf diesem Album spielen, sind wie ich. Von klein auf hörten wir verschiedene Musikstile.“

Mokhtar Samba kam mit zwölf Jahren nach Frankreich, hörte damals King Crimson, Genesis, Earth Wind and Fire. Afrikanische Musik lernte er erst danach kennen, in Frankreich. Um sein erstes Schlagzeug zu kaufen – ein grünes Hollywood – jobbte er drei Monate lang in einem Einkaufszentrum. Zuerst brachte er sich alles selbst bei, schrieb sich später im Konservatorium ein, lernte Noten. Schnell machte sich das Talent einen Namen, Mokhtar Samba arbeitete im Nationalen Jazz-Orchester, mit Youssou N'Dour, Carlos Santana, Carlinhos Brown, Jean-Luc Ponty, Manu Dibango, Jaco Pastorius, Alpha Blony oder Salif Keita, um nur die berühmtesten zu nennen. „Wir haben hier in Frankreich sehr darunter gelitten, dass man dich sofort in ein Genre einord-

net“, erinnert sich der Schlagzeuger. „Wenn du drei oder vier afrikanische Rhythmen drauf hast, heißt es, du bist afrikanischer Schlagzeuger. Wenn einer einen Kontrabass hat, er ist Jazzman. Diese Klischees hielten sich lange.“

Das eklektische Album mit Mandingomusik oder Mbalax aus Westafrika, Gnawarhythmen oder modernem, Rai-ähnlichem Maghreb-Stil und Jazz-Arrangements ist eine unlösbare Herausforderung für Leute, die in Schubladen denken. Öffnung und Vielfalt zeigt sich auch in den Sprachen. Woloff, Bambara, Arabisch oder Malegassisch, Englisch und Französisch. Die Übersetzungen geben nur die Stimmung der Songs wieder: „Damit sich jeder dank der Musik selbst etwas vorstellen kann.“

Elektro-Szene

Frankreich hat auch eine lebendige Elektro-Szene. Für „Talkie walkie“ erhielt „Air“ den Victoire de la Musique für das beste Elektro-Album des Jahres. Was die DJs angeht, so gibt es in Frankreich die, die ihre Lieblingsmusik auf Samplern herausgeben, die dann den Namen der Bar tragen, in der sie Musik auflegen. Und es gibt DJs, die Musik machen. Zu letzteren gehört DJ Oil. Mit der Marseiller Band „Troublemakers“ landete er gleich mit dem ersten Album einen Überraschungserfolg. Es bestand aus lauter Samples. Für das zweite Album „Expressway“ wurde dann Musik komponiert und mit echten Musikern gespielt, – eine Ausnahme in der Elektro-Szene. DJ Oil mixt im Pariser „Tryptik-Club“. Der struwelhaarige Meister der Plattenteller ist 33 Jahre alt, hat ein schmales, sympathisches Gesicht, trägt ein modisches Bärtchen. Sein richtiger Name ist Lionel Corsini, seit über zehn Jahren ist er in Frankreich als DJ Oil bekannt: „Das sind die ersten drei Buchstaben von Lionel umgedreht. Aus Lio wird Oil, da ist kein Geheimnis drin.“ Im Tryptik tan-

zen die Fans in einem großen Saal, auf der Bühne wirbelt DJ Oil an den Plattentellern. Im Nebenraum sitzen junge Leute aller Hautfarben auf den roten Hockern im Stil der 1970er Jahre um kleine, runde Tische. Sie sind locker gekleidet, die meisten in Jeans, manche Jungs in weiten Rapper-Hosen. Der Barmann trägt kurze Rastazöpfe, er mischt seinen Spezial-Cocktail: Wodka mit verschiedenen Fruchtsäften. Zwei junge Frauen unterhalten sich an der Bar, aber sie wollen gleich tanzen gehen: „Der Sound ist sehr vielfältig, mit vielen verschiedenen Tönen und Rhythmen, sympathisch und originell.“

Zu Hause bei seinen Eltern hörte Lionel Rhythm and Blues, Ray Charles, aber auch französische Chansons von Jacques Brel oder Georges Brassens. Mit acht Jahren kaufte er seine ersten Vinylplatten. Mit zwölf legte er die Musik auf Festen auf, und mit 17 arbeitete er in Marseiller Clubs. Die Vielseitigkeit ist DJ Oils Markenzeichen, er legt alle Musikstile auf, von Jazz über House oder Techno. „Man könnte meinen besonderen Stil pluridisziplinär nennen“, so der Meister. Dadurch mixt er auf Jazz- wie auf Elektrofestivals vor recht unterschiedlichem Publikum. Lionel überrascht die Leute gerne. Er verbindet seine Liebe zu afroamerikanischer Musik und zum französischen Chansonier Serge Gainsbourg. Mit diesem Geschmack kommt er auch im Ausland an. Er mixt in Jugoslawien, England, Russland, und in Asien, wo er das Publikum besonders mag, weil es sofort tanzt: „Die Franzosen sind viel kälter, sie überlegen zu viel und sind nicht neugierig genug.“ So DJ Oil kritisch über seine Landsleute: „Auch in Deutschland oder England sind die Leute viel offener. Es gibt auch in Paris gute Parties, aber es ist doch viel schwieriger, die Leute in Stimmung zu bringen.“ Vielleicht liegt es ja auch daran, dass die Pariser angesichts des großen, qualitativ hochwertigen Angebots in der Metropole (auch) im musikalischen Bereich Snobs sind.